

Tod und Grab im Dichtermund

Autor(en): **R.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **4 (1918)**

Heft 45

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 25. Jahrgang.

Sür die
Schriftleitung des Wochenblattes:
J. Trogler, Prof., Luzern, Willenstr. 14

Beilagen zur Schweizer-Schule:

Volksschule — Mittelschule ::
Die Lehrerin — Bücherkatalog

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.

Inhalt: Tod und Grab im Dichtermund. — An der Klostergruft in Engelberg. — Konfessionelle und gemischte Schule. — Schulnachrichten. — Lehrerzimmer. — Stellenvermittlung.
Beilage: Volksschule Nr. 21.

Tod und Grab im Dichtermund.

(Eine Betrachtung für den Allerseelenmonat.)

Von P. R. H.

I.

Mahnend und ernst, wie seit langem nicht mehr, ist der Allerseelentag in unser Land gezogen. Der unbarmherzige Schnitter Tod holt nach allen Seiten aus zu wuchtigem Sensenschlag, und Hunderte von jungen Leben fallen als frische Mahd zu seinen Knochensfüßen. Der Mensch wird sich heute besser denn je bewußt, wie zutreffend die Bilder der Schrift sind, die ihn mit der Blume des Feldes vergleichen, die kaum ins Leben getreten, schon wieder zertreten wird, quasi flos egreditur et conteritur, mit einem flüchtigen Schatten, suget velut umbra und mit dem vom Baum gerissenen Blatt, mit dem der Herbstwind sein loses Spiel treibt, folium, quod vento rapitur. Was vor bald 700 Jahren der Kanzler der Pariserkirche, der Dichter Philipp de Grèbe (gest. 1238) in dem ergreifenden Liebe: Cum sit omnis caro foenum gesungen, tritt mit unheimlicher Plastizität vor die Zeitenseele:

Mensch, der du dem Tod zum Raube,
Gleich dem Raube wirft zu Staube,
Sei nicht übermütig drum.
Sieh, was ist dein Bos auf Erden?
Eine Blume bist du, werden
Mußt du Asche wiederum.

Immer und immer wieder klingt das

Totenglöcklein durch die Gauen des Schweizerlandes und mahnt uns mit Maria Herbert:

Ein wimmerndes, bittendes Glöcklein weint
Ueber die feiernden Bande.

Ihr Menschenseelen, o gebt das Geleit,
Eine Fährte stößt ab vom Strande.

Und wenn man an den Gräbern derer stille steht, die dem unheimlichen Gespenst der Grippe in der Blüte der Jahre zum Opfer gefallen, so möchte man auf ihren Leichensteinen die Worte meißeln lassen, die der allzu früh verstorbene Pfarrer Williger von Sarmenstorf für seine letzte Ruhestätte bestimmte:

Gies auf den Leichensteinen!
Ein Mann von Eichenkraft
Wird hier trotz Weh und Weinen
Ins frühe Grab gerafft.

Das alles mag uns wohl furchtbar ernst stimmen und schwer die Seele drücken, doch, „wir trauern nicht wie jene, die keine Hoffnung haben“. Stärker als das Weh ist der Trost, und über den Gräbern steigt mild empor der Stern der Hoffnung. Der Christ darf nicht vergessen, daß so manche Abfahrt vom Strande eine Heimfahrt der Seele zum Vater, zur Mutter ist, und daß das Sterbeglöcklein uns in gar vielen Fällen auch zuruft:

Wie schön ist des Gerechten Scheiden,
 Ein Heimwärtsgeh'n ins Vaterhaus,
 Ein Abschiednehmen von den Leiden,
 Ein süßes Ruh'n nach Sturm und Graus,
 Nach Krankheitsnot ein froh Gesehen,
 Ein Landen in der Heimatbucht,
 Nach langem Sä'n ein Garbenlesen,
 Ein Erntetag mit reichster Frucht.
 Wie schön ist des Gerechten Scheiden,
 Ein Einzug ins gelobte Land,
 Ins Land der Wonnen und der Freuden,
 Das jubelnd seine Seele fand. (3. Besendorfer.)

Ja, so ist's, der Tod verzehrt, aber der Tod verklärt auch, und die Stimmungen, die er auslöst und auch stets im Christentum ausgelöst hat, sind teils tiefer Ernst, teils aber auch frohe Zuversicht, so daß man von einer Prosa und einer Poesie des Todes sprechen kann.

Unsere deutsche Dichtung ist dem Motiv des Todes nicht ängstlich aus dem Wege gegangen, sondern hat es stets gerne in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen. . . Bei allem Leid und allem Weh, mit dem der Tod sich einbohrt ins Menschenherz, hat er auch seine Lichtseiten, und gerade die größten Dichter haben seine läuternde Kraft nicht verkannt und ihn als die Brücke zu einem Leben ungetrübten, reinen Glückes ins Jenseits angesehen. Oft genug kehrt das Motiv wieder: „Hinter allem Winterleid liegt ein ferner Frühlingstag.“

Lauschen wir im folgenden einigen kräftigen Akkorden von des Todes prosaischem Ernst und seiner poetischen Verklärung, wie sie in gewissen Volkssprüchen zum Ausdruck gekommen und besonders in Dichterseelen widergeklungen. Es sind gleichsam Herbstblätter, die auf die Gräber unserer Lieben fallen und vielleicht auch die eine oder andere Seelenwunde eines teuren Kollegen wärmend decken.

Einen Satz tiefster Prosa enthält der Anfang des 2. Kapitels des Buches Ecclesiastes: „Vanitas vanitatum et omnia vanitas.“ Ihn hat ein gewisser Magister, Martinus von Biberach, in vorzüglicher Weise dem deutschen Volke verdolmetscht, indem er, angeblich im Jahre 1498 für sich eine Grabchrift verfaßte des Inhaltes:

Ich leb und weiß nit wie lang,
 Ich stirb und weiß nit, wann,
 Ich fahr und weiß nit wohin,
 Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

Nach August Stöber schreiben die Kinder im Elsaß noch heutzutage häufig in ihre Schulbücher:

Durch Christi Blut bin ich erkauf't,
 N. N. bin ich getauft,
 N. heiß ich,
 Gott ist mein Trost, das weiß ich,
 Ich leb und weiß nicht wie lang,
 Ich sterbe und weiß nicht wann,
 Ich reise und weiß nicht wohin,
 Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin.

In einer eigenartigen, tiefsinnigen Variante las der Dichter Heinrich v. Kleist, der sich 1801 einige Zeit am Thunersee aufhielt, unsern Spruch an einem Hause jener Gegend. Er schrieb damals an D. Zschokke in Bern: „Wenn Sie mir einmal mit Gekner die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
 Ich bin, ich weiß nicht was,
 Ich fahre und weiß nicht wohin,
 Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe.“

Den Gedanken von Magister Martinus hat auch Peter Winkler in seinen „Harfenklängen“ in schönster Weise mit der Bitte an Maria um einen guten Tod in Verbindung gebracht und gesungen:

Ich weiß nicht, wann ich sterbe,
 Der Herr bestimmt die Zeit,
 Wenn ich nur nicht verderbe!
 Maria, gnadenreiche,
 Wenn ich im Tod erbleibe,
 Hilf mir im letzten Streit.

Ich weiß nicht, wo ich sterbe,
 Der Herr bestimmt den Ort,
 Wenn ich nur nicht verderbe!
 Maria, Stern des Meeres,
 Eins fleh ich, o, gewähr es:
 Sei mir im Tod ein Hort!

Ich weiß nicht, wie ich sterbe,
 Der Herr bestimmt die Art,
 Wenn ich nur nicht verderbe!
 O Mutter leidenswunde,
 Gib in der letzten Stunde
 Mir gute Ueberfahrt.

(Fortsetzung folgt.)

